

"Ausgleichende Gerechtigkeit nach rückwärts" literarisch : zum Abschluss der Reihe "Frühling der Gegenwart"

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **63 (1983)**

Heft 12

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Ausgleichende Gerechtigkeit nach rückwärts» literarisch

Zum Abschluss der Reihe «Frühling der Gegenwart»

Am Schluss seines Nachworts zum letzten Band der Reihe «Frühling der Gegenwart» schreibt ihr Herausgeber Charles Linsmayer, er habe sich bei der Auswahl der Autoren und der Werke aus der Deutschschweizer Literatur von 1890 bis 1950 weder nach einem politisch-moralischen noch nach einem absolut gesetzten ästhetischen Massstab gerichtet, sondern nach einer «frei schwebenden, spontan beweglichen, wachen Subjektivität». In einer Fussnote verweist er in diesem Zusammenhang auf ein früheres Nachwort, in welchem er im Blick auf seine gesamte Edition von einer «ausgleichenden Gerechtigkeit nach rückwärts» spricht. Das wird zu diskutieren sein, grundsätzlich und auch mit Bezug auf konkrete Beispiele, wie sie die Reihe nun einer breiten Leserschaft bereithält. «Frühling der Gegenwart» umfasst 30 Bände, nämlich 27 Romane (von Ruth Blum bis Albin Zollinger) und drei Bände Erzählungen, die zusammen auf über 1300 Seiten kürzere Prosa, dazu die Lebensdaten und die Photos von 177 Deutschschweizer Schriftstellern und Schriftstellerinnen – mit eingeschlossen diejenigen, die auch mit einem Roman in der Reihe vertreten sind – aus der Zeit von 1890 bis 1959 enthalten (von Emil Beurmann bis Ernst Zahn oder von Johanna Böhm bis Otto Zinniker). Jedem der dreissig Bände ist – aus der Feder verschiedener Verfasser, einigen davon jedoch vom Herausgeber selbst – ein meist recht umfangreiches Nachwort angefügt, das den Leser in dankenswerter Weise in die biographischen und historischen Zusammenhänge einführt. Die drei Bände Erzählungen decken das Feld literarischen Schaffens im deutschen Sprachgebiet der Schweiz und im Zeitraum ab, der durch die angegebenen Jahreszahlen begrenzt ist. Sie enthalten – neben bekannten Namen – Schaffensproben von Schriftstellerinnen und Schriftstellern, die heute vergessen sind. Hier, muss man also annehmen, sollte die «ausgleichende Gerechtigkeit nach rückwärts» zu wirken beginnen. Bei den Romanen und auch bei einigen Erzählungen ist es freilich so, dass Würdigung und erneute Rezeption auch unabhängig von der Reihe «Frühling der Gegenwart» im Gange sind, so etwa bei Albin Zollinger, Robert Walser oder Meinrad Inglin (Gesamtausgaben), bei Friedrich Glauser und Hans Morgenthaler (Neuausgaben). Was indessen manchen anderen Autor be-

trifft, wird man allenfalls den dokumentarischen Wert seiner Aufnahme in die Reihe gelten lassen, ohne zu einer Revision Anlass zu finden. Vielleicht ist die anscheinend dicht und prominent besetzte literarische Szene der Gegenwart – so lässt es der etwas poetische Gesamttitel der Reihe vermuten – tatsächlich der Auslöser des Unternehmens. Vielleicht spielt der Herausgeber mit dem Gedanken, heutzutage seien Anerkennung und Ruhm rascher zu erreichen, während die Schriftstellerinnen und Schriftsteller der «Vorgegenwart» im Schatten unverdienter Provinzialität und dann – zur Zeit des Dritten Reichs – in der aufgezwungenen Abkapselung nicht durchwegs ihrem wahren Rang gemäss geschätzt worden wären. Dies wo nötig zu revidieren und auf jeden Fall in einer leicht zugänglichen Ausgabe sicherzustellen, was einmal da war und heute kaum noch als Erinnerung lebt, war die erklärte Absicht des Herausgebers und des Verlags, des Buchclubs Ex Libris.

Aber war denn etwa die literarische Szene der deutschen Schweiz zur Zeit eines Robert Faesi oder eines Felix Moeschlin wirklich weniger selbstbewusst, weniger ihrer eigenen Bedeutung sicher als die heutige? Sie war jedenfalls in diesen Repräsentanten, zu denen man eine ganze Reihe anderer hinzuzählen könnte, sogar gewissermassen offiziell anerkannt, und dies in einer Weise, von der die Heutigen weit entfernt sind – und die sie sich freilich auch nicht wünschen werden. Denn die Literatur, die zählt, ist offiziellen Haltungen und Doktrinen gegenüber skeptisch, und sie ist ihnen umgekehrt auch nicht geheuer, weil sie die Fragen stellt, die ohne sie nicht gestellt würden. Über die Gründe zu diskutieren, warum vieles von dem, was vor dem Zweiten Weltkrieg die Literatur der deutschen Schweiz geprägt hat, heute vergessen ist, dazu bietet die Reihe «Frühling der Gegenwart» ausreichendes Material, besonders in den drei Bänden mit den Erzählungen, die wir einigen Mitarbeitern zur Meinungsäusserung vorgelegt haben.

Ohne die Kritiker und Schriftsteller, die sich an der Umfrage der «Schweizer Monatshefte» beteiligt haben, darauf zu verpflichten, fragten wir unter anderem, ob die Reihe und die drei Bände Erzählungen ein authentisches Bild des Zeitraums zwischen Gottfried Kellers Tod und der Gegenwart geben, die nach dem Zweiten Weltkrieg begann. Die Quellen, aus denen mancher Prosatext stammt, sind Zeitschriften wie «O mein Heimatland. Chronik für schweiz. Kunst und Literatur», das Vereinsorgan des Alpenclubs «Die Alpen» und natürlich der «Schweizer Spiegel». Waren das die Orte, an denen während Jahrzehnten die Literatur der deutschen Schweiz stattfand? Und wie verhält es sich mit dem Argument, die geistige Landesverteidigung sei – wegen der Verpflichtung der Schriftsteller auf Schweizerisches – dem Nachruhm schädlich gewesen?

Die Antworten, die auf der Redaktion eingegangen sind, zeigen deutlich: Charles Linsmayer hat mit «Frühling der Gegenwart» einen Anstoss zur Überprüfung, zur Reflexion des schweizerischen Literatur- und Kulturlebens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gegeben. A. K.

Heinz F. Schafroth

Ein authentisches Bild der Epoche

1.

Respekt, Bewunderung für die Kompetenz und das Engagement, womit die Reihe «*Frühling der Gegenwart*» im allgemeinen und die drei Erzählbände im besonderen ediert sind, fallen leicht. Nur möchte der Editor Charles Linsmayer zu Recht anderes und mehr, – aufrufen nämlich zu einer neuen Methode des Lesens, einer, die Brücken schlägt von der Gegenwartsliteratur zurück in die Jahrzehnte, in denen sie ihre Wurzeln hat, «*ihren*», so Linsmayer, «*Anfang nahm – oder, poetisch ausgedrückt, ihren Frühling erlebte*».

Dass die Auswahl, in der diese Verwurzelung dokumentiert werden soll, gründlich durchdacht ist, scheint mir unbestreitbar. Ob ich sie auch repräsentativ finde, hängt davon ab, was ich darunter verstehe. Meine ich repräsentativ im Sinne von: möglichst vollständig, vielfältig vertreten, dann ist dies die Schweizer Literatur der ersten Jahrhunderthälfte in Linsmayers Auswahl. Wenn ich hingegen für repräsentativ das ansehen will, was (auch) qualitativ hervorsteht und Massstäbe setzt, dann wage ich «*Frühling der Gegenwart*» nicht global als repräsentativ zu bezeichnen.

Beizufügen ist allerdings, dass ich mir eine in diesem (andern) Sinne repräsentativere Auswahl auch nicht vorstellen kann. Die vorliegende gibt offensichtlich durchaus ein authentisches Bild der Epoche.

2.

Es ist bloss, was Literatur und Literaten anbelangt, kein erhebendes Bild. Das lese ich aus den so reich dokumentierten, höchst informativen Nachwörtern zu den drei *Erzählbänden* heraus. Über die wenig rühmliche Rolle,

die der Schweizerische Schriftstellerverein während der Nazizeit und des Zweiten Weltkrieges spielte, hat Alfred A. Häslers *«Das Boot ist voll»* orientiert. Das Bild, das die Nachwörter zeichnen, ist aber weit erschreckender. Es zeigt eine Herde gleichgeschalteter Schriftsteller und Kritiker, die sich einig waren in der diktatorischen Verdammung alles Ausländischen und in der selbstgerechten Kanonisierung der guten Schweizer Art. Aus Linsmayers Darstellung geht überdies hervor, dass die geistige Landesverteidigung lange vor 1930 oder 1939 begonnen hatte, dass sie seit Beginn des Jahrhunderts die herrschende Ideologie ist und zunächst Heimatkunst, dann Nationalliteratur propagierte, sich hochtrabend allen Experimenten und lebendigen Strömungen verschloss und blind war für wirkliche literarische Qualität. Wenn ich lese, was in den Nachwörtern – und wie gut belegt! – über Wirken und Einfluss der Ermatinger, Faesi, Korrodi, Bohnenblust, Guggenbühl, Moeschlin steht, dann drängen sich für mich in der Tat Revisionen auf, aber nicht in der von Linsmayer erhofften Richtung. Musil, der sich in Genf nicht zu rühren wagt und darunter leidet, dass er vom dortigen Germanisten und einflussreichen Kritiker Bohnenblust geschnitten wird (von eben diesem Bohnenblust, der – laut Linsmayer – 1939 *«mit einiger Befriedigung zurückblicken und festhalten konnte, Schweizergeist und Schweizerdichtung hätten sich seit Spitteler und Bossart weder in ihrer Tiefe noch in ihrer Weite wesentlich gewandelt»*): Ein solches Nebeneinander prägt sich ein, und es stellt sich die Frage, ob es richtig ist, auch denen ein Denkmal zu setzen, die von denselben Literaturverhinderern hochgelobt wurden, die Walser, Musil nicht zur Kenntnis nahmen und andere (wie Heinrich Mann, Brecht) ausdauernd schmähten.

Wer sich solchem Diktat nicht gefügt habe, sei ins Abseits geraten, schreibt Linsmayer, und zögert nicht, u. a. Lore Bergers Selbstmord, Zollingers frühen Tod, Emil Gerbers literarisches Verstummen während dreissig Jahren, Hohls Genfer Exil damit in Verbindung zu bringen. Und man wird zurückgehen dürfen: auch Max Pulvers Stummsein (25 Jahre), dasjenige Robert Walsers, sein und Morgenthalers und Glausers Aufenthalte in psychiatrischen Anstalten könnten damit zusammenhängen, dass es eine zugelassene und eine nicht zugelassene Schweizer Literatur gab. Und wenn einer sich nicht zum Schweigen bringen liess und eigene Meinungen vertrat, so hatte er – siehe Bühler – dafür noch Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg zu bezahlen.

Aber, auch diese Einsicht verdanke ich Linsmayer, sich der Ideologie der geistigen Landesverteidigung dienstbar zu machen (oder der Heimatkunstideologie zuvor), war eine freie Entscheidung. Wer sie getroffen hat, hatte es damals gut (Linsmayer: er wurde *«hofiert»*), und dass er *dadurch* bezüglich seines Nachruhms handicapiert ist und nicht, weil nach dem

Krieg andere literarische Ansprüche zum Tragen kamen, glaube ich nicht, hielte es aber, wenn dem so wäre, sozusagen für ausgleichende Gerechtigkeit nach vorwärts: Mit ihrer Entscheidung, sich einspannen zu lassen, hatten zahlreiche Autoren ihre Zukunft verpasst, und es war an der Zeit, dass nach dem Krieg, in den letzten zehn Jahren zumindest, jene damaligen «*Dichter im Abseits*» zum Zuge kamen.

3.

Im übrigen hege ich keine Zweifel, dass Linsmayers Sympathie und Respekt gerade jenen Abseitigen, den wenigen Nichtangepassten gehört. Er träumt, im letzten Kapitel des Nachworts zum dritten Erzählband, davon, «*was passiert sein könnte, wenn ...*» sich die Schweizer Autoren und Literaten 1930–45 (ich würde aber den Traum weiter zurückträumen, in die Jahrzehnte vorher) anders gegenüber dem Fremden und den Fremden verhalten hätten. Ich verstehe, dass er, nachdem er gegen 30 Romane und 177 weitere Prosatexte aus der ersten Jahrhunderthälfte für der Überlieferung wert erachtet hat, vor dem Fazit zurückschreckt, das sich mir nach der Lektüre der drei Erzählbände aufdrängt: dass – mit wenigen Ausnahmen – die nicht von der Doktrin Heimatkunst oder Nationalliteratur vereinnahmten Autoren die bedeutenden waren. Es war zu erwarten im Falle *Walsers*, *Morgenthalers*, *Glauzers*, dass ihre Texte aus der Fülle der versammelten hervorstechen würden. Wenn aber auch diejenigen *Pulvers*, *Looslis* (deren Romane «*Himmelsportgasse*» bzw. «*Die Schattmattbauern*» übrigens auch Höhepunkte der Romanreihe darstellen), *Lore Bergers*, *Emil Gerbers*, *Vuilleumiers*, *Claire Studers*, *Steffens*, *Paul Hallers*, *Küblers* hinsichtlich Eigenart und Qualität auffallend über dem Durchschnitt stehen, dann frage ich mich schon – zaghaft, meinetwegen! –, ob nicht die Unvereinnahmbarkeit Voraussetzung für eben diese Qualität und Eigenart war.

Und wenn «*die ausgleichende Gerechtigkeit nach rückwärts*», die das Unternehmen «*Frühling der Gegenwart*» mit motiviert hat, darin besteht, diesen (und einigen anderen, an dieser Stelle übergangenen) Autoren und Texten zu einem Platz in der Gegenwart zu verhelfen (den sie in ihrer Zeit ja alle nicht hatten, weil sie Schweizer Literatur nicht repräsentieren mochten oder konnten), dann hat die Reihe und haben die drei Erzählbände ihre Funktion, und spielt es keine Rolle, dass für einige dieser Autoren die Rehabilitierung bereits an anderer Stelle vorangetrieben wird oder (von Fringeli z. B.) schon lange vorher gefordert worden ist.

Was aber soll diese Gerechtigkeit im Falle der Huggenberger, Heer, Zahn, Knittel, von Tavel – Bestseller-Autoren ihrer Zeit und bis in die Büchergestelle unserer Eltern hinein? Und was gibt es hinsichtlich der

Balzli, Josef Reinhart, Simon Gfeller, Lienert zu rehabilitieren, die sich bis heute in den Primarschullesebüchern austoben dürfen? Oder die Damen Dutli-Rutishauser, Böhm, Tribelhorn-Wirth, Frohnmeier, die unsere Vorstellung von Jugendliteratur so gründlich zu Schaden kommen liessen –, wie gelangen sie zu der Ehre, ein Stück Frühling der Gegenwartsliteratur zu repräsentieren? Und Faesi, Moeschlin, Guggenbühl, Fortunat Huber – bin ich bloss voreingenommen, wenn ich auf Grund dessen, was ich in den Erzählbänden von ihnen lese, schliesse, sie hätten so geschrieben, wie sie waren und sich aufführten in ihrer Funktion als Vermittler der Literatur ihrer Jahre?

Streckenweise kam es mir beim Lesen der Erzählbände (die Romane kenne ich nur zur Hälfte, möchte die Reihe deshalb nicht in mein Urteil einbezogen wissen) schon vor, als ob längst gebannt geglaubte Gespenster (im Verein mit einigen bislang unbekanntem – Bratschi, Marti, Odermatt, Diebold, Saladin) revitalisiert werden sollen, und die Gerechtigkeitsvorstellung, die bei der Auswahl ihrer gespenstischen Texte zum Tragen kam, ist mir nicht nachvollziehbar. Sie geht auch nicht auf, wenn ich sie in Zusammenhang mit den heutigen Autoren prüfe, annehme, die früheren seien ihnen gegenüber benachteiligt gewesen. Aus Linsmayers Nachwort zum zweiten Erzählband geht eher das Gegenteil hervor: Den Autoren zumindest der ersten drei Jahrzehnte des Jahrhunderts standen Verlage und sonstige Publikationspodien in einer Fülle zur Verfügung, von der die heutigen nur träumen können; «*das Bild eines unerhört reichen literarischen Lebens*» dokumentiert Linsmayer für die Zeit vor und nach 1920. Und wenn auch die materiellen Bedingungen für die Schriftsteller, die nicht auch journalistisch tätig waren, ebenso wenig ideal gewesen sein dürften wie für die heutigen, so steht doch in den Kurzbiographien bei auffallend vielen die Berufsbezeichnung «*freier Schriftsteller*», und die meisten von denen lebten offensichtlich nicht in Walserschen Dachkammern oder Hohlschen Kellern. Das wird ihnen weiss Gott auch niemand im nachhinein übelnehmen. Nur die Überlegung, dass «*die ausgleichende Gerechtigkeit*» in diesem Sinne gemeint sein könnte, funktioniert dann auch nicht. Wahrscheinlich die Sache mit dem «*Frühling der Gegenwart*» überhaupt nur bedingt: Wenn sich Schweizer Autoren von heute auf Vorgänger und Vorbilder berufen, dann wohl vor allem auf solche, die damals in der Schweiz nicht zum Zuge kamen; mit dem, was ein Walser, Glauser, Morgenthaler, Pulver, die «*nicht zugelassenen*» Schweizer Autoren, aber auch die nicht beachteten oder verbannten Ausländer Musil, Döblin, Heinrich Mann schrieben, hat die Schweizer Gegenwartsliteratur doch wohl zu tun, und nicht, oder nur ausnahmsweise, mit dem, was in der ersten Jahrhunderthälfte Schweizer Literatur repräsentierte. Gewiss braucht deshalb nicht

alles andere dem Vergessen anheimzufallen. Vieles aber von dem, was «*Frühling der Gegenwart*» ihm entreissen will, hat dort, im Vergessen eben, seinen Platz.

Hermann Burger

Zwei Klimas, nicht zwei Jahreszeiten

Der Begriff der «*ausgleichenden Gerechtigkeit nach rückwärts*» stammt aus einer Radiodiskussion im Magazin «*Reflexe*», in der das editorische Unternehmen Charles Linsmayers diskutiert wurde. Ich meinte damit in etwa, dass es einer publikationsfreudigen, ja publikationswütigen Epoche – wir leiden heute gewissermassen unter einem allgemeinen Rezeptionismus – ein Verdienst des Herausgebers sei, wenn er Autoren, die zur Zeit ihres Schaffens im Schatten grosser Literaturrepräsentanten standen, postum ein breiteres Leserpublikum eroberne. Allerdings wäre dann die Aufnahme eines Romans wie Ernst Zahns «*Albin Indergand*» kaum zu rechtfertigen, denn der Bahnhofbuffetdichter von Göschenen erzielte höhere Auflagen als Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer.

Die Reihe verfolgt noch ein anderes Ziel: sie versucht, das Bild der Schweizer Literatur in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zu ergänzen, Lücken zu schliessen, so dass man zu Recht – in einer etwas unglücklichen Metapher – vom «*Frühling der Gegenwart*» reden kann. Dies würde konkret heissen, dass heutige Autoren der mittleren Generation, E. Y. Meyer, Reto Hännly, Gertrud Leutenegger, in der Nachfolge einer Elisabeth Gerter, eines Carl Albert Loosli, eines Paul Ilg oder Heinrich Federer stünden, dass sie, um in der Jahreszeiten-Metaphorik zu bleiben, nun herbsten, als Ernte einbringen können, was jene gepflanzt.

Als Autor darauf angesprochen, kann ich nur sagen: es trifft in meinem Fall nicht zu. Der umstrittenen Frage «*Gibt es einen Schweizer Roman?*» wäre jene andere anzugliedern: Gibt es eine Schweizer Schule? Lernt die nachfolgende bei der vorangegangenen Generation das Handwerk des Schreibens, profitiert sie von einem literarischen Klima? Das Netz der Beeinflussungen und Gefolgschaften ist international, und es hält sich auch nicht an die Kriterien «berühmt» oder «vergessen», sondern beruht auf Entdeckungen, Wahlverwandtschaften. Otto F. Walter lernte bei Faulkner,

Gerold Späth bei Grass und dieser bei Döblin, zu Erika Burkarts Lyrik gibt es Spuren im Werk der Droste.

Ich glaube, gerade das Erstaunen angesichts der Linsmeyerschen Reihe – was es da nicht alles gab! – drückt aus, wie wenig «frühlingshaft» wir die meisten dieser Autoren empfinden. Ich wage die These: viele von denen, die sich heute als Schriftsteller in renommierten Verlagen etablieren, Literaturpreise und Förderbeiträge erhalten, wären damals auch schattenhalb der Öffentlichkeit und Repräsentanz geblieben. Es sind zwei grundverschiedene Epochen. Man kann nicht von Frühling, Sommer und Herbst, man müsste von einem rauhen und einem milden Klima sprechen. Hier gedeiht im Übermass, was dort verkümmerte.

Wie ist dieser Klimawechsel zu erklären? Wohl nur mit der Umwertung des Schriftstellers und des Kulturverständnisses. Hätte Robert Walser seinen Roman «*Jakob von Gunten*» in den siebziger Jahren einem heutigen Verleger angeboten, wäre er sofort als grosses Talent entdeckt, preisgekrönt (mit dem Robert-Walser-Preis!) und vermarktet worden. Damals war er der wilde Aussenseiter. Man stellte sich unter einem genormten Outsider etwas anderes vor.

Die Ohren der heutigen Lektoren, Redaktoren und Juroren sind geschärft für Separatistentöne, aber nicht, weil man aus dem Fall Walser, dem Fall Hohl oder dem Fall Moser gelernt hätte, sondern weil die Leserschaft den Schriftsteller in seiner Rolle als «Sonderbotschafter» akzeptiert. Er ist ein Spezialist des Ausgefallenen. Die Literatur ist nicht komplizierter, das Komplexere ist selbstverständlicher geworden. Das hat mit dem Gleichgewicht des Schreckens, mit der Medienüberflutung, mit der Vermassung der Menschen, mit der Kollektivierung der Lebensformen zu tun, dass der Einzelne und Vereinzelte, so er sich künstlerisch hervortut, kultiviert wird wie selten zuvor. Aber sicher nicht mit dem Schicksal vergessener Autoren aus der ersten Jahrhunderthälfte.

Elsbeth Pulver

Ein zu provinzielles Bild der Schweiz

Sie fragen mich nach meinem Urteil über die nun vollständig vorliegende Reihe «*Frühling der Gegenwart*». Dabei sind die präzisen Fragen, die Sie stellen, zwar sehr anregend, aber (bitte nehmen Sie das nicht übel) mir etwas zu gezielt, fast einengend. Ich ziehe eine freiere Art der Antwort vor.

Die Reihe hat offensichtlich Erfolg; das heisst sie hat Leser gefunden, die sich wohl mit der zeitgenössischen Schweizer Literatur schwer tun, weil sie sie für schwierig halten. Zu hoffen ist nur, dass sie durch diese älteren Bücher nicht in der Meinung bestärkt werden (ich habe dies Urteil häufig gehört), die Älteren hätten eben, im Gegensatz zu den Heutigen, «*noch schreiben können*». Aber dafür wäre der Herausgeber nicht verantwortlich zu machen. Ich selber habe die Bücher des öftern benützt, dankbar, sie greifbar zu haben, dankbar für diesen und jenen Hinweis auf Werke, die ich nicht oder vor langem gelesen habe. Charles Linsmayer hat eine imponierende Recherchierarbeit geleistet – das ist nicht etwa eine gönnerhaft-schulterklopfende Bemerkung! Da ist einer mit einem Feuereifer und mit einer Liebe an die Arbeit gegangen, ohne die ein Riesenunternehmen dieser Art nicht konzipiert und nicht durchgeführt werden könnte. Mir scheinen übrigens die Lebensläufe und Figuren, die Linsmayer aufstöbert und darstellt, mindestens ebenso interessant wie die Werke: das gilt für *Jakob Vetsch* und z. T. auch für *Cecile Ines Loos*; bei beiden Autoren liefert das biographische Nachwort auch Informationen, die, auf das Werk bezogen, erklären, warum das volle Gelingen ausbleiben musste.

Dass die Nachworte der verschiedenen Herausgeber sehr ungleichartig ausgefallen sind, stört mich nicht: das Unsystematische und Vielfältige macht gerade einen Reiz der Reihe aus. Dass sie von sehr ungleicher Qualität sind, das allerdings fällt schon ins Gewicht – und hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass ein Unternehmen dieser Art immer unter Zeitdruck und unter Geldmangel zu leiden hat. Zwar glaube ich nicht an eine absolute oder numerisch auszählbare Rangordnung im Bereich des Geistigen; aber die verschiedenen Herausgeber hätten doch wenigstens versuchen können, den Stellenwert eines Werkes im Gesamtwerk des Autors und in der Literatur der Zeit etwas deutlicher zu markieren. So ergibt sich ein Nebeneinander des Ungleichwertigen; zugespitzt gesagt: *Ernst Zahn* gerät mir zu sehr in die Nähe von *Meinrad Inglin*. Nimmt man die Äusserungen der verschiedenen Herausgeber zusammen, so gewinnt man den doch allzu pauschalen Eindruck, die Autoren der ersten Jahrhunderthälfte seien allesamt verkannte und in ihrer Entfaltung gehemmte Opfer der Zeit gewesen und hätten deshalb alle gleichermassen unsere «*Gerechtigkeit nach rückwärts nötig*» (ein typischer und schöner Hermann-Burger-Ausdruck, mit dem ich dennoch nichts Rechtes anfangen kann) – eine Verallgemeinerung, die durch das sehr unterschiedliche literarische Geschick der einzelnen Autoren keineswegs gestützt wird.

Mit diesen kritischen Marginalien versuche ich nicht etwa die Frage zu beantworten, ob die Reihe ein «*authentisches Bild*» der Epoche vermittele oder die Auswahl «*repräsentativ*» sei. Sie kann beides nicht sein, schon nur

weil sie sich explizit auf den Roman beschränkt, diesen «*Schweizerroman*», der noch in Kurt Guggenheims «*Gerufen und nicht gerufen*» eine feste, fast mythisch aufgefasste Grösse ist. Ohne die Lyrik Zollingers, die Essays Rychners, die Prosa Burckhardts, die Kurzgeschichten Regina Ullmanns, die Notizen Hohls gibt es weder eine repräsentative Auswahl noch ein authentisches Bild der literarischen Epoche. Linsmayer denkt aber nicht nur an die Vergangenheit und die historische Treue: er wendet sich an den heutigen Leser und wählt Werke, die auch diesem etwas zu sagen haben. Seine Reihe ist, so gesehen, ein Zwitter, was sie keineswegs unsympathisch macht. Im Gegenteil: da nun Texte aus der Epoche selbst vorliegen, wird etwas möglich, was eine noch so gute Literaturgeschichte, noch so geistreiche Aufsätze nicht erreichen könnten: die Diskussion über unsere Vergangenheit kann so geführt werden, dass nicht nur die sogenannte Fachwelt, sondern auch die sogenannten breiteren Kreise daran teilnehmen. Das scheint mir wertvoll, anregend, und ich möchte dies positive Urteil über die ganze Reihe keineswegs ausstreichen, wenn ich jetzt bekenne, dass ich bei der Lektüre der drei Bände von Erzählungen doch recht erschrocken bin.

Mit vollem Recht lenken Ihre Fragen die Aufmerksamkeit auf diese drei Bände und die darin enthaltenen sehr grundsätzlichen und aufs Ganze zielenden Ausführungen des Herausgebers: das «*Herzstück*» der Reihe nennt der Verlag – und mit ihm wohl der Herausgeber – in einem Begleitbrief diese Bände.

Zunächst zu den ausgewählten Erzählungen. 178 Autoren – im kleinen Raum der deutschen Schweiz, in einem halben Jahrhundert! Unwillkürlich erinnere ich mich an eine Bemerkung von Hugo von Hofmannsthal (über Autoren übrigens, die von der deutschen Literaturgeschichte nicht nur in ein paar Zeilen weitervermittelt werden): «*Ach, das sind doch nur Nebengeräusche im Telefon.*» Elitärer Hochmut eines Privilegierten? Ich nehme den Satz als eine Mahnung, dass Kunst von Können kommt und dass es in ihr ohne den strengsten Anspruch nicht geht.

Nun liess sich Linsmayer offensichtlich bei diesen Bänden von anderen als von literarischen Kriterien leiten: er will darin «*Literatur als Zeitspiegel präsentieren, schriftstellerische Texte als persönlich gefärbte Zeitdokumente gehobenen künstlerischen Niveaus zu einem charakteristischen Abbild der Epoche gruppieren*». Literatur als Dokument also. Ich will nicht leugnen, dass man einiges über die Atmosphäre der Zeit lernen kann; aber auch solche «*wahren Geschichten*» vermitteln ja nichts anders als eben das Bild, das man sich von der Wirklichkeit machte und nicht etwa die Wirklichkeit selbst. Aber «*gehobenes künstlerisches Niveau*» – ist das nicht nur ein etwas schönerer Ausdruck für Mittelmasse? Und je mehr ich in den Sammlungen lese, desto stärker fühle ich Widerstand in mir auf-

steigen: Nein, so bieder harmlos ist unsere Literatur nicht, so klein, bescheiden sind «wir» nicht, «wir» Schweizer! Ich blättere in den Briefen Zollingers aus der gleichen Epoche und finde darin einen Anspruch an sich und an die Welt, wie er nötig ist, nicht nur für ein Werk, sondern für das geistige Leben schlechthin. Wollte Hofmannsthal (oder ein anderer) Zollinger zu den «*Nebengeräuschen im Telefon*» zählen, ich würde mich leidenschaftlich für ihn wehren.

Aber sei's: Erzählungen als Zeitdokumente. Nur argumentiert der Herausgeber in der Folge doch, als ginge es um Literatur als Literatur. Er beschreibt ausführlich drei Determinanten des literarischen Lebens in der ersten Jahrhunderthälfte:

1. Die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, als Schriftsteller ein einigermaßen ausreichendes Einkommen zu finden;
2. Die verhängnisvolle Rolle der Literaturwissenschaft und -kritik;
3. Die geistige Landesverteidigung.

Diese Determinanten sind ohne Ausnahme wichtig und ernstzunehmen. Was die materiellen Verhältnisse der Autoren angeht, so bin ich gewiss nicht die Person zu behaupten, der Schriftsteller brauche kein Geld, oder, in der Sprache unserer Zeit: man könne Kulturförderung auch ohne oder mit wenig Geld betreiben. Aber wenn Linsmayer, ausführlich und ohne sich genügend zu distanzieren, Autoren zitiert, die behaupten, sie würden durch die schlechten materiellen Verhältnisse dazu gebracht, auf Quantität statt auf Qualität zu achten, dann scheint mir das allzu simpel argumentiert. Es gibt und gab die Viel- und Schnellschreiber, und es gibt und gab die Wenig- und Langsam-schreiber. Dass das Ergebnis beider Produktionsarten gut sein kann, dafür liessen sich gerade in der Gegenwart Beispiele genug finden. Aber wenn einer sich durch äussere Umstände dazu verleiten lässt, nicht nur viel, sondern auch – schlecht zu schreiben, dann drängt sich die Frage auf, ob es vielleicht am Talent fehle oder ob er – gar kein Autor sei! Wenn Linsmayer sagt, «*die schwierigste Probe, welche ein Buch damals wie heute zu bestehen habe, sei der in Erfolgswiffern ablesbare Erfolg oder Misserfolg beim Leser*», dann verknotet er Geld und Geist zu eng. Der Erfolg ist eine Hürde, die ein Werk nimmt oder eben nicht nimmt: aber eine Probe?

Der Prüfstein eines Werkes ist letztlich – das Werk selbst, und in zweiter Linie das Urteil der Kenner und der Liebhaber; und diese stellen gerade bei den wichtigsten Werken – damals wie heute – eine Minderheit dar, deren Zahl sich kaum in Verkaufsziffern niederschlägt.

Was die Rolle der Germanistik in der ersten Jahrhunderthälfte angeht, so lenkt Linsmayer unsere Aufmerksamkeit auf einen wichtigen Punkt. Vor allem die Ausführungen im ersten Band sind äusserst lesenswert; im zweiten

Band aber erhält das Zürcher Trio *Emil Ermatinger, Robert Faesi, Ernst Korrodi* denn doch allzu grosses Gewicht: als ob diese Männer die einzigen gewesen wären, die über Literatur nachgedacht und sich dazu geäussert hätten. Aber: *Max Rychner* war seit 1922 Redaktor der «*Neuen Schweizer Rundschau*», und er konnte immerhin 1942 den Band «*Literatur zwischen zwei Weltkriegen*» veröffentlichen, mit Namen und Begriffen, die vom «*Verhältnis zur Volksgemeinschaft*», das Ermatinger propagierte, weit entfernt waren. Und die Germanistik Zürichs war nicht einfach die Germanistik der Schweiz. Linsmayer erwähnt *Walter Muschg* und zitiert dessen «*Ostergruss*»; an dessen Satz, «*dass es nicht das Leichteste, sondern das Schwerste ist, frei zu sein*», hätten die Autoren sich halten können oder auch an das Stichwort «*Weltliteratur*», das zu einer Zeit des überhitzten Nationalismus in Bern der Ordinarius *Fritz Strich* vermittelte: Fritz Strich – ein Gelehrter jüdischer Abstammung, dessen internationales Ansehen weit grösser war als das seiner Zürcher Kollegen. Bei Strich übrigens hat *Dürrenmatt* studiert – aber das Schreiben hat er gewiss nicht an der Hochschule gelernt – er hat eben geschrieben! «*Der Dichter braucht den Kritiker nicht*», sagt er einmal, selbstgewiss; und das gilt nicht nur für ihn. So wichtig Germanistik und Literaturkritik für das geistige Leben sind; richtungweisend können sie nur für Autoren werden, deren Wiederentdeckung und -belebung man sich sparen dürfte!

Über die *geistige Landesverteidigung* hält Linsmayer einen eigentlichen Gerichtstag ab, ohne dass er auf die wirtschaftlichen und politischen Hintergründe genügend eingehen könnte. Wenn er verallgemeinernd sagt, die Autoren hätten sich «*damals ganz in den Dienst ihrer bedrohten Heimat zu stellen geglaubt*» und hätten sich damit selbst an einer reicheren Entfaltung ihrer Kräfte gehindert, so kann er natürlich Belege genug finden, nicht nur bei *Felix Moeschlin*, dem langjährigen Präsidenten des Schriftstellervereins, dessen ans Faschistoide grenzende Haltung er breit erörtert. Aber es gab sie, die «Ausnahmen», nach denen hier zu fragen ist; diese Ausnahmen waren eben die Schriftsteller, die noch heute zählen. Nicht einmal unseren Klassiker, den «*Schweizerspiegel*», kann man leichthin für die geistige Landesverteidigung in Anspruch nehmen, noch weniger *Albin Zollinger*.

Die Härte, die Linsmayer der geistigen Landesverteidigung (das Wort einmal im weitesten Sinn genommen) gegenüber an den Tag legt, erstaunt einigermaßen: sie ist, im Lichte der von ihm ausgewählten Reihe besehen, nämlich inkonsequent. Er entlarvt die nationalistische Haltung Moeschlins – und bringt doch von ihm einen ganzen Roman, ohne den Widerspruch richtig zu thematisieren; er rügt die Landi von 1939, weil sie *Ludwig Hohl* nicht vorstellt – und berücksichtigt ihn im Rahmen der Erzählungen wie

alle anderen mit einem einzigen knappen Beispiel. Er beklagt den Provinzialismus der damaligen deutschschweizerischen Literatur; aber von Zollinger nimmt er den «schweizerischen» «Pfannenstiel» auf und nicht die von modernen Romanformen geprägte «Grosse Unruhe»; er verzichtet weder auf *Zahn* noch auf *Meinrad Lienert*, dafür auf *A.S. Weltis* «Wenn Puritaner jung sind». So trägt er selber durch seine Auswahl einiges bei zum provinziellen Bild der Schweizer Literatur, das er jetzt kritisiert.

Dabei hätte sich dies Bild unschwer korrigieren und ausweiten lassen: in den drei Bänden eben, die für die Erzählungen, diese «wahren Geschichten», reserviert blieben. Linsmayer betont, dass er sich in der Auswahl von seiner «frei schwebenden, spontan beweglichen wachen Subjektivität leiten liess». Im Sinne dieser gepriesenen Subjektivität (die ich mir allerdings lieber nicht als eine «frei schwebende», sondern als eine kritische und selbstkritische vorstelle, mit den Füßen auf dem Boden gewissermassen) erlaube ich mir abschliessend ein Gedankenspiel. Nicht eine eigene Reihe entwerfe ich, aber eine mögliche Ergänzung in den drei Erzählbänden: statt der Verengung ins Harmlose, Provinzielle, die Ausweitung. Überflüssig zu sagen, dass ich damit nicht grosse Themen meine: wer ist kühner, in jedem Satz, als der Verkleinerer und Selbstverkleinerer *Robert Walser*?

Gestützt von der ganzen, in der Mehrzahl der Werke so gesund realistischen Reihe hätten diese drei Bände dem Leser durchaus etwas mehr zumuten, sogar aus dem Rahmen der reinen Erzählung ausbrechen dürfen: mit der «Kleinasiatischen Reise» von *Carl J. Burckhardt* z. B., mit einer ansehnlichen Sammlung von Kurzgeschichten *Regina Ullmans*, von Notizen *Ludwig Hohls*, von Aphorismen *Hans Albrecht Mosers*; mit Essays von *Max Rychner*, *Fritz Ernst*. Und es gibt Briefe aus der Epoche, die literarische Qualität und dokumentarischen Wert verbinden, ebenso politische Texte: die «Weltchronik» von *J. R. von Salis*, beispielsweise, erzählt auch eine «wahre Geschichte» aus jener Zeit – aber keine provinzielle!

Ein Gedankenspiel, das keine Gestalt gewinnt, nicht einmal eine Seite füllt, lediglich eine Variante skizziert. Es gäbe andere. Dass die Reihe «Frühling der Gegenwart» zu solchen Varianten anregt, ist einer ihrer Vorteile, und es ist keine Phrase, wenn ich hier wiederhole, dass die Kritik an den Erzählungsbänden das Lob für die Reihe nicht ausstreicht. Sie hat unsere Buchwelt, auch das literarische Leben bereichert; die Erzählbände aber manifestieren ein Literaturverständnis, das wir nicht unbesehen übernehmen dürfen, wenn wir uns um geistige Kontinuität bemühen.

Anton Krättli

Kurzes Nachwort – auch zum Nachwort von «Erzählungen 3»

War und ist «*Unvereinnahmbarkeit*» die Voraussetzung für Qualität und Eigenart eines literarischen Werks? Ich neige auch zu dieser Ansicht und habe – im Hinblick auf die Zeit, die hier besonders zur Diskussion steht – trotzdem Bedenken, weil wohl doch genauer zu erörtern wäre, was «*Vereinnahmung*» und was sie nicht bedeutet. Was bedeutet sie konkret in der Lage, in der sich die Schweiz in den dreissiger Jahren befand? Es gibt bekanntlich gute Gründe für die Ansicht – wie sie zum Beispiel Friedrich Dürrenmatt in seiner neusten Komödie «*Achterloo*» vertreten lässt –, angesichts der drohenden Invasion durch die Sowjetunion in Polen sei es zur Vermeidung schlimmerer Übel «mutig» von General Jaruzelski gewesen, die freien Gewerkschaften zu verbieten und den Ausnahmezustand zu deklarieren. Jeder Demokrat, jeder der Freiheit vor allem verpflichtete Bürger sträubt sich gegen diese schreckliche Einsicht; aber er kann im Gedanken an die blutige und zerstörerische Alternative doch auch nicht von der Hand weisen, dass verantwortliches Handeln möglicherweise gerade in dem besteht, was absolut gesehen verwerflich ist. Was aber hiesse das, auf die Lage der Schweiz unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg und erst recht während des Krieges bezogen? Es geht mir nicht darum, die Flüchtlingspolitik des Bundesrates zu beschönigen oder die in zahlreichen Fällen dokumentierte unwürdige Behandlung von Gelehrten und Künstlern, die in unserem Lande Zuflucht gefunden hatten, etwa nachträglich gutzuheissen. Die Solidarität besonders des Schriftstellervereins mit den in die Schweiz emigrierten oder geflüchteten Kollegen wäre in der Tat die einzig vertretbare Haltung gewesen, nicht die Gehilfenschaft gegenüber der Fremdenpolizei, die ihrerseits allenfalls nach Maximen der Staatsraison handeln mochte. Es geht mir nur darum, bei der Beurteilung der damals handelnden Menschen nicht ausser acht zu lassen, dass sie nicht wissen konnten, wie der Krieg in Europa ausgehen würde; dass sie nicht wussten, was der junge Historiker heute natürlich weiss. Ich meine, es brauchte einer damals beiläufig kein «faschistoider» Freund der Nazis zu sein, um trotzdem zur Einsicht zu kommen, die Achsenmächte und ihre unberechenbaren Führer könnten auf Aktivitäten, wie sie sich Charles Linsmayer in seinem Nachwort zum dritten Erzählungsband ausmalt (dass nämlich die Schweiz zu einer Art geistigen Zentrums des Widerstandes gegen Hitler unter Einbezug der Exilierten – etwa in einem international zusammengesetzten Schriftstellerverband – gemacht worden wäre), in einer Weise reagieren, die

niemand wirklich verantworten könnte. Wenn also die Schweizer Schriftsteller damals meinten, nicht Aussenseitertum und Kritik, sondern Bestärkung im Gemeinsamen sei das Gebot der Stunde, so müsste man das wenigstens aus der Situation heraus zu verstehen suchen. Hinterher, nachdem man sicher weiss, dass der Einmarsch und die Repression durch äussere Gewalt nicht erfolgt sind, flammende Manifeste zu fordern, ist jedenfalls unangebracht. Linsmayer sagt ja ganz am Schluss seines hier erwähnten Nachworts selber: «*Will man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, so muss auch hier unbedingt mit einer subtileren und feiner differenzierenden Elle als der absolut gesetzten politischen gemessen werden. Es bedarf die Deutschschweizer Literatur der Zeit zwischen 1933 und 1945, wenn man Verschüttetes bergen und bleibenden Bestand sichern will, noch stärker als die vorangehende eines vorurteilslosen Betrachters, der bereit ist, sich auf sie einzulassen und sich mit ihr, auf Überraschungen wie auf Enttäuschungen gefasst, auseinanderzusetzen.*» Dieser vernünftigen Forderung widerspricht zum Teil, was – bei der Darstellung und Kritik der geistigen Landesverteidigung – im gleichen Nachwort ausgeführt wird.

Und dann natürlich frage ich mich, ob das Bild denn stimme, das da über die kulturelle und geistige Situation der deutschen Schweiz während des Krieges entworfen ist. Wenn man zum Beispiel die Anthologie «*Grenzgänge*» konsultiert, die Hans Rudolf Hilty mit dem Untertitel «*Literatur aus der Schweiz 1933–45*» herausgegeben hat, dann sieht man, dass da «*Grenzgänge*» tatsächlich stattfanden. Die Stimmen von Thomas Mann und Hermann Hesse waren nie zu überhören. Thomas Mann hat Eduard Korrodi im «*Emigrantenstreit*» mit aller Deutlichkeit geantwortet. Die Briefe zwischen Erika Mann und ihrem Vater, die Hans Wysling in der Doppelnummer Juli/August der «*Schweizer Monatshefte*» kürzlich ediert und kommentiert hat, geben Einblick in die geistige Situation der Zeit, nicht weniger als die vielen Texte, die Hilty zusammengetragen hat, nicht weniger als die politischen Nummern des *Cabarets Cornichon*, nicht weniger als die Zeichnungen und Sprüchlein von Bö gegen «rote und braune Fäuste» im «*Nebelspalter*».

Die Spielpläne und die Inszenierungen des Zürcher Schauspielhauses sind in ihrer Bedeutung für die Stärkung des Widerstandes und des Selbstbehauptungswillens, aber auch als Indikatoren dafür, dass diese Manifestationen immer nur einer heiklen Grenze entlang möglich waren, hinlänglich beschrieben worden. Ich meine einfach, der Widerstreit zwischen den «*Offiziellen*» und den Praktiken der «*Staatsraison*» auf der einen und der «*unvereinnehmbaren*» literarischen, künstlerischen und politischen Wahrheit, die ebenso bezeugt ist, auf der andern Seite, dürfte nicht übersehen werden, wenn man das Bild dieser Epoche zeichnet. So wäre ein ganz

deutlicher Unterschied zu machen zwischen denen, die wirklich nur ihr Süppchen im Schutz einer Ausnahmesituation kochten, und denen, die sich von den strammen Wortführern nicht «vereinnahmen» liessen, die Zucht und Ordnung in den Internierungslagern schon für geistige Landesverteidigung hielten. Oder lese man doch bei Hans Mayer nach («*Ein Deutscher auf Widerruf*», Band 1), was er über die ersten Tage seines unfreiwilligen Exils in Genf sagt. Die Polizei hat ihn ausschaffen wollen, doch da war an eben dem Tag die Grenze wegen des Kriegsausbruchs geschlossen. Arrest, Verhöre, Verhandlungen. Dann wird er durch die Intervention von Freunden freigelassen, die Ausweisung zurückgenommen: «*Max Rychner liess mich schreiben. Carl Burckhardt war aus Danzig zurückgekehrt: alles verlief so, wie er es bei seiner Berufung in die einstmals Freie Stadt vorausgesagt hatte. Das Programmheft des Schauspielhauses Zürich zur Neuinszenierung von ‚Dantons Tod‘ enthielt einen Auszug aus meinem Buch; ein Subskriptionszettel war beigelegt.*» Kleinigkeiten, gewiss, und Hans Mayer beschönigt in der Folge nicht, was ihm und anderen in der Schweiz noch widerfuhr. Aber diese Kleinigkeiten zählen auch, sie gehören ins Bild. Es ist ein kompliziertes, zweifellos auch ein widersprüchliches Panorama, das im Rückblick voller Schwachstellen, Verlegenheiten und selbst Peinlichkeiten erscheinen mag, wenn man es an strengen und absoluten Massstäben politischer Ethik misst. Aber man sollte nicht übersehen, dass Kritik und Auseinandersetzung auch unter schwierigen Bedingungen dennoch stattgefunden haben und dass sie keineswegs ohne Wirkung blieben.

Im übrigen hatte es schon eine entscheidende Bedeutung, der «grossdeutschen» Propaganda, die eine Heimkehr der «Deutschstämmigen» ins Reich betrieb, eine geistig-kulturelle Eigenständigkeit entgegenzusetzen. Wiederum mag manches, was damals unter Stichworten wie «Geisteserbe der Schweiz» oder «Helvetismus» lief, aus heutiger Sicht problematisch und in gewissen provinziellen Zügen gar lächerlich erscheinen. Aber denen, die diese Zeit miterlebt haben, war es dabei nicht ums Lachen.

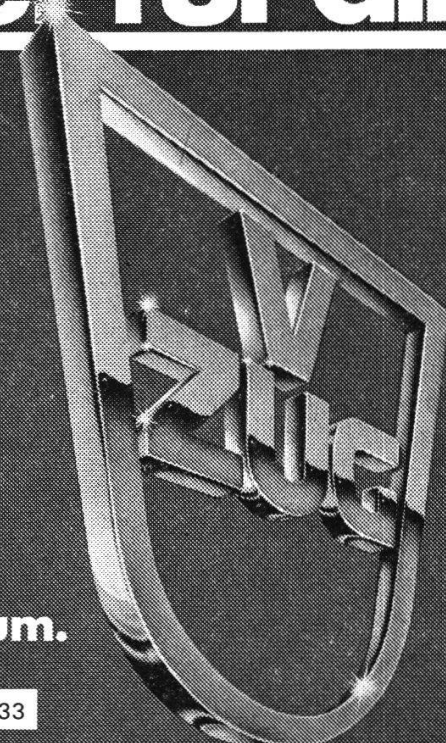
Was folgt daraus für die Literatur der deutschen Schweiz? Man kann sie nicht nach dem Gegensatzpaar «Anpassung oder Widerstand» einteilen. Wenn manches von dem, was vor Jahrzehnten noch im Gespräch und in den Schaufenstern war, heute bereits vergessen ist, hat das vermutlich weniger mit den Schwierigkeiten einer bösen Zeit als mit qualitativen Mängeln zu tun. Mich hat ehrlich überrascht, was alles Charles Linsmayer und seine Mitherausgeberin zur Aufnahme in die Erzählungsbände für würdig befunden hat. Es sind Texte darunter, die schon bei ihrem ersten Erscheinen als ephemere und auch als dilettantische erkannt worden sind. Was soll das? Andererseits gibt es da schon auch Schriftsteller, deren Werk es verdient, aus der Vergessenheit oder doch aus dem Schatten hervorgezogen zu

werden. Neben den bedeutenden Erscheinungen, bei denen das längst oder eben erst geschehen ist, möchte ich *Albert J. Welti*, *Hans Albrecht Moser*, *Cécile Ines Loos* als Beispiele nennen. *Cécile Ines Loos* ist in «*Frühling der Gegenwart*» auch mit dem Roman «*Hinter dem Mond*» vertreten, *Welti* und *Moser* dagegen nur mit ein paar Seiten Prosa in den Erzählungen. Wenn schon «*wache Subjektivität*» bei der Auswahl der Werke ein Kriterium war, warum versperrt denn jetzt so viel Belangloses den Platz für Revisionen, die noch fällig sind?

Charles Linsmayer gebührt Dank für die grosse Arbeit, mit der er den Schweizer Roman von 1890 bis 1950 in siebenundzwanzig Beispielen und einen Querschnitt durch das erzählerische Schaffen in drei umfangreichen weiteren Bänden dem Leser bereitgestellt hat. Ich meine aber, dass er dabei mit mehr Kritik und weniger vager «*ausgleichender Gerechtigkeit nach rückwärts*» hätte vorgehen müssen.

ZUG. Einer für alles.

Ihr Partner
für Küche und Waschraum.

 **ZUG** AG, Postfach, 6301 Zug, Tel. 042 33 99 33